



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Buttlar, Kurt Treusch : Erlebtes und Beobachtetes aus Rußland : ein  
Nachklang zur Kaiserkrönung 1896 : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Erlebtes und Beobachtetes aus Rußland

Ein Nachklang zur Kaiserkrönung 1896

Von Kurt Treusch von Buttlar

(Schluß)



ie Leute, die in Petersburg und Moskau auf den Straßen zu sehen sind, zerfallen in vier scharfgeschiedne Gruppen. Da ist zunächst der Musshik, der Bauer, der Arbeiter: im Winter im Schafpelz, das Fell nach innen, das rohe Leder nach außen, klebend vor Schmutz, im Frühjahr im langen Kasan mit rotem oder buntem Tuchgürtel, im Sommer im roten oder Rosa-Hemd, das einfach in die weiten Hosen gesteckt wird. Im Sommer ist er meist barfuß, oder er trägt Binsensandalen oder auch Filzstiefel, im Winter unförmige, greulich duftende Schmierstiefeln; Haar und Bart sind ungepflegt — das Ganze ein Ding, um das man, die Hand an der Nase, in möglichst großem Bogen herumgeht. Auch die Frauen sind, wenn sie nicht in dem prunkenden, ausnahmsweise saubern Festgewand einherstolzieren, schlumpig und nicht sehr appetitlich gekleidet; in der warmen Jahreszeit tragen sie mit Vorliebe grell bunte Kattunjacken; unvermeidlich ist das rote oder möglichst bunte Kopftuch, das unterm Kinn zusammengebunden wird.

Der Musshik besserer Sorte, wie der kleine Hausfirt oder der Zeitungsverkäufer, bildet den Übergang zum „echt“ russischen Kaufmann, der sich noch nach der Väter Weise nationalrussisch trägt. Die Kleidung ist eigentlich die des Bauers, aber sie ist reinlich und anständig. Der Pelz, oft kostbar gefüttert und ausgeschlagen, und der lange dunkelblaue Kasan geben diesen langbärtigen, stattlichen Gestalten eine gewisse behäbige Würde. Das Haar tragen sie, im Nacken ausgerasirt, in breitem, rundem, vom Kopf abstehenden Kranz, das Haupt deckt eine Tuchmütze mit breitem Schirm. Oft sind es Millionäre, die in dieser altmodischen Tracht durch die Straßen wandeln; neuerdings, seit der Bauernstolz im russischen Volk geradezu künstlich gezüchtet worden ist, mag auch mancher aus gewisser Koketterie dieser „Nationaltracht“ treubleiben; in Tolstois Anna Karenina wird eine solche Figur geschildert,

und Tolstoi selbst ist diesen Gebilden seiner Phantasie mittlerweile selbst nachgefolgt und geberdet sich äußerlich als Muskit.

Die dritte Gruppe, die man auf der Straße sieht, ist der gebildete Mensch in europäischer Kleidung — sie wiegt in Petersburg vor, in Moskau wird sie sich mit der nationalen Tracht die Wage halten. Die vierte Gruppe endlich ist die Uniform. Uniform trägt in Rußland, was nur einigermaßen nach Korporation auszieht. Der Beamte hat, im Bureau wenigstens stets, seinen blauen Rock mit goldnen Knöpfen an; der Student muß heute, nachdem ihm die freie Zivilkleidung übel bekommen war, wieder die Mütze mit breitem, blauem Rand und den Überrock mit blauem Kragen tragen, bei festlichen Gelegenheiten ziert den, der sich leisten kann, ein eleganter Dreimaster, eine Art Waffenrock mit gesticktem Kragen und ein Galanteriedegen. Verschiedne hohe Schulen, so die juristische Akademie in Petersburg, die nur für Adliche zugänglich ist, haben ihre besondern Abzeichen. Der Grund dieser Wiedereinführung der Uniform für die Musensöhne liegt in den Studentenunruhen der achtziger Jahre; da „Zivil“ zu tragen ihnen wie den Offizieren schlechtthin unmöglich ist, sind diese uniformirten Studenten, wo sie sich nur öffentlich zeigen, einer steten Kontrolle unterworfen. Der Gymnasiast trägt dunkelblauen Rock mit Silber, der Realschüler schwarzen Rock mit Gold; als Schulanzug haben sie eine bequeme graue Soppe. Die Ingenieure, selbst die Zivilingenieure, tragen eine Art Uniform, auch auf dem Mantel eine Art Achselstücke, der Bergbaubeflissene, der Lehrer — sie alle sind durch ihre mehr oder weniger militärisch zugestuzte Kleidung sofort in ihrem Stande erkenntlich. Und dazu kommt nun das Militär selbst. In Petersburg sieht man eine unglaubliche Menge Soldaten und Offiziere, und sie machen auf der Straße einen vortrefflichen Eindruck, in Moskau treten sie nicht so hervor. Der Unterschied zwischen Garde und Linie ist scharf ausgeprägt. Freilich findet man auch unter den Offizieren der Garde, namentlich bei der Gardeinfanterie, manche, die sich für ein militärisch geschultes deutsches Auge etwas wunderbar ausnehmen, sehr viele tragen Vollbärte, aber wenig gepflegt, auch Brillen, und es ist ein komischer Anblick, einen Leutnant von den Kosaken, die doch auch heute noch den Anschein einer naturwüchsigten Völkerschaft, nicht eines beliebigen Kavallerieregiments erwecken, so durchs Gelehrtenglas in die Welt blicken zu sehen. Aber trotz dieses nicht immer ganz „militärischen“ Aussehens, auch trotz der oft sehr langen Haare haben die Herren von der Garde in ihrer ganzen Haltung und in ihrem ganzen Auftreten etwas schneidiges und elegantes; der Offizier in der Provinz hält sich nachlässiger, hält nicht soviel auf propres Aussehen der Uniform, kurz, er macht keinen so guten Eindruck. Das gilt natürlich auch vom gemeinen Soldaten. Die Uniform gleicht am meisten der des deutschen Heeres. Das hat seine geschichtliche Begründung. Unter Alexander III. hat man freilich auf diese Ähnlichkeit, so weit es ging, ver-

zichtet; an Stelle des Helms ist die kleidsame Fellmütze getreten, der grüne Waffenrock hat sich den Formen der Nationaltracht angepaßt, die Knöpfe sind weggefallen, was bei Paraden namentlich der Infanterie etwas eintönig dunkles giebt. Nur das Petersburger Pagenkorps trägt noch die Pickelhaube und ist nach altpreussischem Muster uniformirt. Am meisten „preussisch“ sehen die Offiziere noch im Interimsrock aus, nur ist da alles mehr ins Breite gezogen, die Achselstücke sind fast handbreit, der Mützendeckel ist von gewaltiger Ausdehnung. An Preußen erinnern auch sonst manche Einzelheiten der Uniformirung, so der schwarze Sammettragen mit Gold bei der Artillerie, mit Silber beim Ingenieurkorps u. dergl. Dafür haben wir den neueingeführten grauen Mantel offenbar dem russischen Vorbilde nachgeahmt. Ganz „preussischen“ Eindruck macht die Gardekavallerie. Die Linienkavallerie ist neuerdings einheitlich uniformirt worden, die Husaren usw. sind weggefallen, die gesamte Kavallerie besteht nur noch aus Dragonerregimentern. Nur die Kosaken haben ihre eigentümliche Organisation behalten (der Kosak stellt sich mit seinem Pferde zum Dienst), als wären sie mehr ein Hilfsvolk als reguläre Truppen.

Dieses Durcheinanderwogen von westeuropäischen Zivilisten und Uniformen aller Art; von Bauern und Kaufleuten in der russischen Tracht bietet auf den Straßen ein abwechslungsreiches Bild. Dazwischen sieht man bisweilen einen Popen im langwallenden, langärmlichen Gewand, die Haare über den halben Rücken hinabhängend, auf dem Kopf einen breitkrempeigen Hut. Hier und da fallen einem auch Asiaten auf mit geschlitzten Augen, oft in der wunderlichen Tracht ihrer Heimat; in Petersburg sind solche schlitzäugige Gesellen, aber in europäischer Tracht, überall zu sehen, nur sind es dort meist harmlose Finnen, die diesen mongolischen Typus zeigen. Auch Armeniern begegnet man in den Hauptstädten vielfach, widerlichen Kerlen; die Frauen sind freilich oft von einer gewissen Schönheit, sie haben die berühmten mandelförmigen, dunkeln Augen, sind aber meist unangenehm bunt gekleidet. Ab und zu, aber nicht so häufig, wie man nach manchen Schilderungen erwarten sollte, erblickt man auch Kaukasier und Tscherkesen, sehnige, hagere Gestalten mit mächtigen Adlernasen und kühnen Schnurbärten.

Noch eine Gruppe von Menschen darf ich nicht unerwähnt lassen, die auf den Straßen ihr Wesen treibt: die Bettler. In Petersburg wird versucht, das Übel auszurotten; was dieser Versuch bedeuten will, geht aus einer Zeitungsnotiz hervor, die mir zufällig zu Gesicht kam; darnach waren an einem Tage 389 Bettler aufgegriffen worden. Eine andre Zeitungsnachricht lautete: „856 Personen sind in der Woche vom 15. bis zum 21. April in sinnlos trunkenem Zustande auf den Straßen der Residenz aufgegriffen und zur Ernüchterung in die betreffenden Polizeihäuser abgeliefert worden.“ In Moskau hat man noch nicht den Versuch gemacht, sich der Bettler zu erwehren; soweit waren die „Reformen“ Wlaffowskis noch nicht gediehen. Die Bettelei ist dort

in allen nur denkbaren Formen zu Haus, in Neapel und im Orient kann es nicht schlimmer sein; überall wird man von mehr oder minder widerlichen Gestalten beider Geschlechter geradezu verfolgt, und die Mehrzahl ist betrunken.

Auffällig ist, wie viel deutsche und französische Namen auf den Firmenschildern stehen; in Petersburg meist in lateinischen und russischen Buchstaben, in Moskau vielfach nur in russischen. Hier spiegelt sich das Verhältnis von Ausländern und Russen im Handel äußerlich wieder. Allerdings thut man gut, auch in Läden, die einen deutschen Namen tragen, seine Wünsche russisch vorzubringen, denn die Leute mit deutschem Namen verstehen meist kein Deutsch. Man kann aber die Beobachtung machen, daß fast alle Geschäfte, in denen die bessere russische Gesellschaft ihre Einkäufe macht, ausländischen Ursprungs sind. In Moskau kauft man nicht in den *Rjady*, den „Reihen,“ jenem wunderbar schönen Bazarpalast am Roten Platz, in dessen glasüberdachten dreistöckigen Hallen nur echt russische Firmen ihre Waren auslegen; man kauft in den Passagen am Großen Theater, an der Schmiedebrücke, in der *Twerskaja*: dort sind die eleganten Läden, wie sie etwa der Geschäftsgegend der Regent Street in London, der Leipziger Straße in Berlin entsprechen. Und diese Läden sind fast ausnahmslos deutsch oder französisch, mitunter auch englisch. Der große Ausfuhrhandel, der Welthandel Rußlands ist in deutschen Händen, der große Binnenhandel wird von den Russen selbst betrieben; die feinen Detailgeschäfte aber, namentlich alles was Luxus und Mode betrifft, sind in der Hand von Ausländern. Daß Buchhändler, Juweliere, Photographen usw. meist Nicht-russen sind, ist selbstverständlich.

Wunderlich nehmen sich die ausländischen Namen in russischer Form aus. Der Russe denkt nicht daran, wie etwa wir, dem ausländischen Namen seine Form zu lassen. Er nimmt den Namen, wie er ausgesprochen wird, und setzt ihn so in russische Buchstaben. Der Russe hat kein „h,“ er setzt ohne Bedenken dafür ein „g“; er hat kein „ü,“ er macht daraus „ju“ oder „i“; „ö“ wird zu „e“ usw. Graf Görz und Herr Herz werden beide zu Gerz; Lewe bezeichnet sowohl Herrn Löwe wie Herrn Lever (einen französischen Weinhändler in Moskau); aus dem ehrlichen deutschen Namen Hübner wird russisch *Gjubner*. Namentlich französische Namen nehmen manchmal sehr komische Gestalt an. Aus *Couturier* wird *Kutjurje*, aus *Tremblay* *Tramble*, aus *Suchard* *Sjuschar*. Die Liste der fremden Fürstlichkeiten und ihres Gefolges, wie sie in russischen Zeitungen bei der Krönung abgedruckt wurde, gab zu solchen Verballhornungen reiche Gelegenheit. Wer erkennt in dem russischen Wort *Willjom*, wenn ers geschrieben steht, den preussischen General *Villaume*; Herr von Schön fand sich als *Fon-Schen*, Oberst von *Palézieux-Falconnet* als *Palesje-Faljtone*; der vielgefeierte französische Abgesandte war als *Buadesr* zu lesen.

Dazu stimmt es, daß auch Fremdwörter mit größtem Gleichmut russifizirt werden. Der Russe spricht von *Kamergeren* und von *Goffrejlin* (*Hoffräulein*),

von Schewalje Gwarde und Notmister (Rittmeister). Aus dem Herrückenmacher ist ein Parikmacher geworden. In solchen Dingen kommt die ganze Naivität eines jugendlichen Volks zum Ausdruck, das sich gar nicht träumen läßt, daß man in solchen Außerlichkeiten auf Eigentümlichkeiten fremder Völker Rücksicht nehmen könnte. Dahin gehört auch, daß der Fremde, der zufällig einen Vornamen führt, der nicht im Heiligentalender steht, gezwungen wird, einen halbwegs ähnlichen aus der Reihe der Heiligen anzunehmen. Wer Friedrich hieß, heißt nun Fedor, Wilhelm wird zu Wassilij, Heinrich zu Andrej, Bernhard zu Boris (sprich Baris). Da man sich in der Gesellschaft nicht mit den Familiennamen anredet, sondern mit dem Vornamen unter Zufügung des Vornamens des Vaters, so wird aus einem Robert, dessen Vater Eduard hieß, ein Roman Ewgrafowitsch, und aus einer Luise, deren Vater Georg hieß, eine Selisaweta Segorowna. Dieser Umtaufe, so willkürlich sie ist, kann man sich schlechterdings nicht entziehen.

## 9

Ist aber das russische Volk wirklich ein junges Volk? Die korrumpirte Gesellschaft, die heute in Rußland die Zügel in den Händen hat, sie hat nichts von jugendlicher Kraft. Aber die Kraft steckt in dem niedern Volke, das, äußerlich frei geworden durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, noch zurückgedrängt, noch roh, noch träge, sich doch Schritt für Schritt die Herrschaft erobern wird. Schon jetzt merkt man auf vielen Gebieten, daß durch die Andern der alten Gesellschaft frisches Blut zu fließen beginnt.

Welch gesunde Kraft im russischen Volke steckt, das lehrt auch die russische Kunst. In Deutschland haben wir, abgesehen von den Sonderausstellungen Wereschtschagins, wenig Proben dieser Kunst zu sehen bekommen. Auf der großen Berliner internationalen Ausstellung von 1891 waren die Russen sehr schlecht vertreten, so viel ich mich besinne, meist durch ältere Bilder aus dem Privatbesitz des Kaisers; die Künstler selbst hatten kaum etwas eingesandt. Wereschtschagin aber steht mehr als andre russische Maler unter französischem Einfluß; an ihm kann man gerade am wenigsten sehen, was so charakteristisch für die moderne Kunst in Rußland ist: daß sie wohl von Franzosen und Deutschen gelernt hat, daß sie aber ganz ihre eignen Wege geht, daß sie eine nationale Kunst ist. Die Berliner Kunstausstellung von 1896 gab zum erstenmal ein einigermaßen zutreffendes Bild von dem, was die Russen können, freilich nur in wenigen Bildern.

In Rußland selbst kann man die moderne russische Kunst am besten und vollständigsten kennen lernen in der „Galerie Tretjakow“ in Moskau. Zwei Brüder Tretjakow, Millionäre und Großkaufleute, von denen der eine noch lebt, haben ihre für Privatleute erstaunlich große Gemäldesammlung der Stadt Moskau geschenkt. Bis auf einen kleinen Saal, in dem sich u. a. zwei Menzel

finden, enthält die Sammlung nur russische Gemälde und Statuen aus den letzten Jahrzehnten. Da kann man Respekt vor der russischen Kunst bekommen! Am hervorragendsten sind die Landschaften, vor allem die von Schischkin. Dann folgen die Historienbilder, und sie sind, im Vergleich zu unsrer übrigen modernen Kunst, sehr zahlreich. Hier zeigt sich ein jugendlich kräftiger Realismus, der die Errungenschaften der westeuropäischen Künstler in der Behandlung von Licht und Schatten geschickt verwendet. Während aber unsre Pleinairisten usw. eigentlich immer bei der Studie stehen geblieben sind, den Fortschritt in der Technik meist als Selbstzweck vorführen, haben die russischen Gemälde einen wirklichen Inhalt. Ich habe auch auf den periodischen Ausstellungen in Rußland fast nie solche Skizzen und Studien gesehen, wie sie unsre Kunstausstellungen füllen und oft eine höchst naive Selbstüberschätzung oder eine Verkennung der wirklichen Aufgaben der Kunst verraten.

Einer jungen kräftigen Kunst verzeiht man auch Auswüchse, und zu solchen Auswüchsen gehört bei der russischen die Sucht, das Grausige wiederzugeben. Das Stärkste, was man in dieser Art in der Tretjakowschen Galerie sehen kann, ist ein Bild von Njapin, das den Augenblick darstellt, wie Swan der Schreckliche seinen Sohn ermordet hat und nun in furchtbarer Reue den verblutenden Körper in den Armen hält. Aber das Bild ist meisterhaft gemalt: die brechenden Augen des Sohnes, die ängstlich starrenden Augen des Vaters lassen einen nicht wieder los.

In dieser Sammlung lernt man auch den Maler gründlich kennen, auf den die Russen besonders stolz sind, den Seemaler Iwafowskij. Ich zähle ihn ohne Bedenken zu den größten Landschaftsmalern überhaupt; etwas ähnliches von Luft und Wasser hatte ich nie gesehen. Hier bei Tretjakow hat man auch den „ganzen“ Wereschtschagin, neben seinen orientalischen und Kriegsbildern auch seine Studien; man staunt über seine Vielseitigkeit und seinen packenden Vortrag. Freilich ist auch viel Spiel mit nicht immer künstlerischen Effekten und viel Maché dabei. Auch die russische Bildhauerkunst hat meine Erwartungen weit übertroffen. Alles in allem zeugt die russische Kunst von frischer Kraft und gesunder Empfindung. Mit ihren Vorzügen wie mit ihren Fehlern würde sie niemals in einem sinkenden Volk habe entstehen können.

Wie die emporsteigende Kraft des russischen Volkes in der nächsten Zeit verwendet werden wird, davon hängt Rußlands Schicksal und das Schicksal Europas ab. Je mehr sich die Bildung verbreitet, je mehr begabte Köpfe sich aus den untern Volksschichten in die höhern Kreise hinaufarbeiten, je größer die Zahl derer wird, die zur „herrschenden“ Gesellschaft gehören, um so mehr muß die Regierung darauf bedacht sein, eine Ablenkung für die überschäumende Kraft und für die überschüssige Leidenschaft zu finden. Solche Ablenkungen waren bisher der Panславismus, der allerdings zu dem letzten russisch-türkischen Kriege Veranlassung gegeben hat, innerhalb der russischen Gesellschaft aber kein großes

Unheil war, die Überspannung des Nationalgefühls, sozusagen der Panrussismus unter Alexander III., der Fremdenhaß, die Deutschenhege in den baltischen Provinzen, die Judenhegen in Südwestrußland. Solche Ablenkungen sind leider nötig, sonst wendet sich die überschüssige Kraft zur Kritik der russischen Zustände und Einrichtungen, der russischen Regierung und des russischen Staats. Und eine solche Kritik kann der russische Staat und die in ihm herrschende verdorbne Gesellschaft nicht vertragen. Das Beamtentum, das die Vertretung dieser Gesellschaft bildet, ist ohne sittliche Kraft, ohne sittlichen Ernst, ohne Pflichtgefühl; es ist, man kann es nicht in Abrede stellen, mit geringen Ausnahmen bestechlich, wenn auch die Bestechungen heute meist eine feinere, verhülltere Form annehmen. Man „opfert“ ein paar tausend Rubel für eine Wohlthätigkeitsgesellschaft, weil man weiß, daß dieser oder jener Staatsrat, den man gerade braucht, ihr Sekretär ist; man weiß ja doch, daß von den geopfertem Tausenden etwas in seinen Fingern zurückbleibt. Der Beamte sieht sich als einen Teil des Staates an, und was dem Staate zu gute kommen soll, das kann doch auch ihm, dem Teil des Staates, einigen Nutzen bringen — das ist so ihre Ansicht. Diese „Tschinowits“ sind überhaupt unglaublich naiv in der Auffassung ihrer Stellung und ihres Verhältnisses zum Staat einerseits und zum Publikum andererseits. Ich habe zwar auch Beamte kennen lernen, die die größte Achtung verdienen, aber die Ausnahmen bestätigen eben nur die Regel. So lange das heutige Beamtentum am Ruder bleibt, ist ein Parlament in Rußland unmöglich; ein Parlament, also eine Kritik der öffentlichen Dinge, würde beim ersten Stoß den ganzen morschen Bau des heutigen Systems in den Staub legen. Und doch, je mehr neue, unverdorbne Elemente emporkommen, um so schwerer wird es, eine solche Kritik zu verhindern, um so deutlicher wird der Wunsch und das Bedürfnis nach einem Parlament oder auch nur nach einer Möglichkeit des Verkehrs zwischen Volk und Herrscher, ohne die Vermittlung der Beamtenhierarchie, zum Ausdruck kommen.

An den jetzigen jungen Kaiser knüpfen sich große, vielleicht überchwängliche Hoffnungen, auch auf die schöne und, wie man sagt, kluge und energische Kaiserin setzt man sein Vertrauen. Kleine Enttäuschungen, die nach den übertriebenen Erwartungen der ersten Regierungszeit nicht ausblieben, führt man auf den Einfluß der alten Kaiserin zurück, die durchaus nicht gewillt sein soll, das Heft aus der Hand zu geben. Der junge Kaiser ist ohne Zweifel wohlmeinend und von dem besten Willen beseelt. Es wäre ein Wunder, wenn er nicht liberaler dächte als sein Vater, denn, wie es Treitschke einmal ausführte, die Natur schafft sich selbst ein Korrektiv, die unerträgliche Härte des despotischen Systems zu mildern: die Kronprinzenopposition. Auf den schroff konservativen Nikolaus I., der nichts als Russe sein wollte, folgte Alexander II. mit seinem ungemäßigten Liberalismus und seiner Vorliebe für Europa. Ihn

löste die Reaktion und der Fremdenhaß Alexanders III. ab. Schießt der neue Herrscher, wenn er liberal ist, nicht übers Ziel hinaus, weiß er die unklaren, aber stürmischen Wünsche der Klugen, Ehrlichen und Wohlmeinenden in seinem Volke richtig zu deuten, weiß er die Sehnsucht nach Selbstbestimmung in richtige Bahnen zu leiten, dann kann schon unter ihm das russische Volk einer Blütezeit entgegengehen. Was Rußland jetzt braucht, ist Friede, Sammlung seiner Kräfte zur wirtschaftlichen Organisation seiner ungeheuern Besitzungen in Asien, allmählicher Ausbau der im Entstehen begriffnen Selbstverwaltung, Reform des Beamtenwesens. Darum gilt es, die Hitzköpfe der Kriegspartei, die sich am liebsten mit einem Schlag in den Besitz von Konstantinopel setzen und nebenbei Bulgarien und womöglich die übrigen Balkanstaaten einheimsen möchten, im Zaum zu halten und sich zu beschränken auf das Notwendige und Nächstliegende. „Es ist zu wünschen, daß nicht Persönlichkeiten mit abenteuerlich radikalen Ideen dem Kaiser als Berater nahe kommen, und es ist zu wünschen, daß er mit ersten Versuchen keine allzu arge Enttäuschung erleidet oder sonst unangenehme Erfahrungen macht. Das gefährlichste, das aber bei seiner Natur durchaus nicht unmöglich ist, wäre, wenn er allzu greifbare Proben der Verderbnis auf der einen, der Rohheit auf der andern Seite kennen lernte und dann die Achtung vor seinem Volke verlöre und damit die Lust, nach einem wirklichen System zu regieren.“ So schrieb ich in einem Briefe aus Rußland wenige Tage vor der Krönung. Möchte die Katastrophe auf der Chodynka nicht eine solche Enttäuschung für ihn geworden sein! Möchte sie den Kaiser namentlich nicht veranlassen, sich völlig in die Hand der Geistlichkeit zu geben, wie es sein Vater nach dem Tode von Vorki that!

Der Metropolit von Petersburg begrüßte den Kaiser an der Schwelle der Krönungskirche mit den Worten, er übernehme nun „das höchste, schönste Amt der Welt, aber auch das schwerste, die größte Bürde, die ein Mensch zu tragen habe.“ Auch im Interesse des deutschen Volks muß man wünschen, daß er dieser Bürde gewachsen sei.

